Angelo Colagrossi

Herr Blunagalli hat kein Humor

Ein sprudelnder Italiener gefangen in Deutschland

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Ich entschuldige mich schon jetzt,
falls sich jemand in einer der Figuren dieses Buches
wiedererkennen sollte; und ich möchte klarstellen,
dass – mit wenigen Ausnahmen –
Ähnlichkeiten mit Personen oder Situationen
rein zufällig sind.
A. C.

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2009
Copyright © 2009 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
(Foto: Sebastian Hänel)
Satz Apollo und Courier PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 62591 6

Dies ist mein Tag.

Ein Sonntag, der auf einen Montag fällt. Er beginnt mit einem Telefonat. Endlich hat jemand gelesen, was ich geschrieben habe!
Ich lege auf und bin glücklich – genau wie damals in der Schule, wenn die Klassenarbeiten zurückgegeben wurden. Jeder Lehrer hatte dabei sein eigenes System – human, spannend oder extrem sadistisch.
Ich bin in Italien geboren und zur Schule gegangen. In Rom, Ende der sechziger Jahre, waren die Worte Schulreform und antiautoritäre Erziehung Fremdwörter. Alle Schüler trugen Uniform und wurden mit Gebrüll erzogen. Ich war blond wie ein Kornfeld im Juli und wurde als «Il Tedesco» verspottet – der Deutsche.
Kein Wunder, dass ich ungefähr 30 Jahre später in Deutschland landete.
Die besten Noten wurden immer zuerst verteilt, was meine Hoffnungen immer recht schnell sinken ließ – und mein

Blick, den ich aus dem Fenster auf das Kolosseum richtete, verdüsterte sich mit jeder weiteren Arbeit, die mich einer Fünf näher brachte …
Umso größer war dann die Erleichterung, wenn ich aufgerufen wurde und es doch gerade so zu einer halbwegs guten Note gereicht hatte. Dann spürte ich es, dieses Gefühl: Eine große Ruhe breitete sich aus. Die hielt aber nur bis zum nächsten Schultag. Dann ging das Elend von vorne los.

Heute bin ich Autor. Ich gebe keine Klassenarbeiten mehr ab, sondern reiche Ideen für Filme, Manuskripte und fertige Drehbücher ein und warte dann darauf, dass sie dem gefallen, dem ich sie gegeben habe. Und das dauert manchmal etwas länger.
In diesem besonderen Fall wartete ich geschlagene sechs Monate.
Nun hat sich Herr Endruweit, ein bekannter Hamburger Film- und Fernsehproduzent, aber endlich gemeldet. Genauer gesagt: Er lässt melden. Nur erfolglose Produzenten melden sich persönlich.
Die sehr freundliche Sekretärin des erfolgreichen Herrn Endruweit teilt mir mit quäkender Stimme mit, dass Herrn Endruweit das Drehbuch, das ich ihm geschickt habe – *Amore und so 'n Quatsch* –, in dem eine fränkische Krankenschwester Anfang 30 erst in Berlin viel Pech und dann in Italien das Glück findet, sehr gut gefällt. Und dass er sich freuen würde, mit mir darüber zu sprechen. In Hamburg.
Ich sehe förmlich das Gesicht der Sekretärin vor mir; sie

grinst ganz sicher, und in dem Moment, als ich mich bedanken möchte, legt sie auf. Leider hat mir ihre knarzende Stimme nicht verraten, wie gut genau das Drehbuch Herrn Endruweit gefallen hat.
Sagt sie Projekte auch mit dem gleichen routiniert-freundlichen Ton ab? Nein. Dann meldet man sich einfach nicht mehr. Schweigen ist Gold. Und eine Absage.

Ich habe, wie gesagt, sechs Monate gewartet. Deshalb bin ich erst einmal völlig euphorisch und wähle von den drei Terminen, die mir die Sekretärin anbietet, spontan den letzten aus – den in zwei Wochen –, um jene Ruhe auszukosten, wie sie sich früher auch nach der Rückgabe von Klassenarbeiten ausbreitete.
Und um die Vorfreude möglichst lange zu genießen.
In der Theorie ist das eine gute Idee; in der Praxis eher nicht, denn Autoren grübeln ja schon berufsbedingt. Bei mir geht es ungefähr neunzig Sekunden, nachdem ich aufgelegt habe, los.
Immer und immer wieder hallen die Worte der Sekretärin durch meinen Kopf. Und dann diese grelle Stimme!
«… hat ihm sehr gut gefallen …» – das hat sie gesagt, ich bin ganz sicher!
Aber was heißt das genau?
«… hat ihm sehr gut gefallen …», im Sinne von: Wir drehen ab nächster Woche? Oder eher: Da ist ja schon viel Schönes dran? Oder etwa so: Ich will Ihnen hier in Hamburg persönlich ins Gesicht schleudern, was Sie da für einen Schwachsinn abgeliefert haben?
Autoren in dieser schlimmen Lage muss man ablenken.

Mit Zoobesuchen oder weihnachtlichem Plätzchenbacken. Aber nicht mal mein sehr temperamentvoller Kater namens Sport vermag das im Moment.

Ich quäle mich durch die Hölle der nächsten zwei Stunden. Versuche dies und tue das. Bringe Worst- und Best-Case-Szenarien zu Papier. Diskutiere am Telefon mit Vertrauenspersonen und meinen Co-Autoren alle Möglichkeiten.
Kurz bevor ich in meiner Not nach der Fernbedienung greife, um eine der älteren Damen auf einem Astro-Kanal um Hilfe zu bitten, rufe ich die freundliche Sekretärin von Herrn Endruweit an und sage ihr, dass sich in meinem Kalender jetzt doch eine Lücke ergeben hat.
Ich nehme den allerersten Termin.
In 48 Stunden.

13:29 Uhr –
Düsseldorf Hauptbahnhof

Am Hauptbahnhof angekommen, stelle ich mich brav in die Schlange vor dem Schalter. Drei Leute sind vor mir, dann bin ich dran. «Guten Tag, ein Fahrkarte hin und zuruck nach Hamburg, zweite Klasse, und eine Reservierung Platz, bitte», bringe ich in meinem besten Deutsch vor – fast ohne Fehler. Ich mache ein fröhliches Gesicht und lege das Geld auf den Tresen. Die sympathische und pummelige Bahnbeamtin mit der Föhnfrisur lächelt und sagt: «You have to buy your ticket at the automat.»

«Entschuldigung, ich kann mit diese Gerät, die Automat-Maschine, nichts anfangen, und außerdem geht meine Zug in zwanzig Minuten», antworte ich noch immer freundlich – auf Deutsch!

«Sorry, but I don't sell tickets to Hamburg, please go to the automat.»

Dann wendet sie sich dem Mann hinter mir zu.

«Nee, Moment. Ich habe Geld, habe nett gefragt, und ich will nach Hamburg! Und Sie verkaufen mein Fahrkarte jetzt sofort. Und wieso sprechen Sie Englisch mit mir?»

Ohne es zu merken, werde ich etwas lauter und ziemlich rot im Gesicht.
Ein Sicherheitsmann mit der Statur eines Gorillas nähert sich und bittet mich eindringlich, den Platz augenblicklich frei zu machen.
Ich denke nicht daran, bleibe stur stehen und verlange, sofort mit dem zuständigen Verantwortlichen zu sprechen.
«Der hat Besseres zu tun», sagt der Gorilla.
«Ich habe hier neulich auch ein Fahrkarte gekauft, wieso geht jetzt nicht?», frage ich wieder etwas lauter.
«Die Fahrkarte nach Hamburg kann man auch am Automat kaufen», lautet die Antwort.
Ich will das aber nicht. Schon aus Prinzip nicht.
«Dann zeigen Sie mir die Fahrkarte, die Sie hier gekauft haben», sagt die Beamtin endlich auf Deutsch und erhebt sich.
«Wo gehen Sie hin?», frage ich, als ich merke, dass sie abhauen will.
«Mit Ihnen spreche ich nicht mehr», sagt sie und ergreift die Flucht ins Hinterzimmer.
Die Leute hinter mir schimpfen und wechseln den Schalter.
Das gibt's doch nicht. Ich schaue mich um und sehe, dass mich alle anstarren und den Kopf schütteln, als hätte ich was Schlimmes gesagt.
Mir reicht's!
Ich renne raus, fahre per Taxi wieder nach Hause und suche hektisch in allen Schubladen die alte Fahrkarte, finde sie endlich in der Küche unter einem Stapel Prospekte.

Dann rase ich mit dem Taxi zurück zum Hauptbahnhof – ein teurer Spaß. Wieder stelle ich mich in der Schlange an, aber die Frau mit der komischen Frisur ist nicht mehr da. Als ich endlich dran bin, sage ich dem mageren Beamten, der jetzt an ihrem Platz sitzt, nochmal, was ich will. Ohne einen Kommentar bekomme ich plötzlich mein Ticket mitsamt Platzreservierung und die Bahn mein Geld. Was war das denn jetzt? Aber ich habe keine Zeit zum Nachdenken. Ich muss nach Hamburg, egal, was passiert. Atemlos renne ich zum Gleis, und in der letzten Sekunde, kurz, bevor die Türen schließen, springe ich in den Zug. Was für ein Glück! Was wäre passiert, wenn ich den Zug verpasst hätte? Und dass nur, weil eine Beamtin ihren schlechten Tag hatte! Beinahe hätte sie das Schicksal meines Drehbuchs bestimmt.

Dem Jahrhundertschneegestöber entronnen, das das gesamte Rheinland unter sich begraben will, finde ich meinen Waggon zweiter Klasse. Einundzwanzig – mein reservierter Platz! Statt Großraum ein Abteil. Mit Fensterplatz. Zum Glück in Fahrtrichtung. Ich kann nicht fast vier Stunden lang vorwärts fahren und rückwärts sitzen – das fühlt sich so an, als überquerte man mit geschlossenen Augen eine dichtbefahrene Straße und nähme gleichzeitig einen kräftigen Schluck Olio extra Vergine di Olive. Das Ergebnis: Man muss kotzen.
Doch auf meinem Platz sitzt ein Mann im grauen Anzug, Typ Versicherungsvertreter um die fünfzig, mit Brille im Tabaksbeutelgesicht. Und schon fangen die Probleme an. Der Kopf des Mannes lehnt an der Scheibe; er schläft mit

offenem Mund, wobei sein warmer Atem für einen breiten nebligen Film auf der eh schon verschmierten Scheibe sorgt. Soll ich ihn wecken? Oder hoffen, dass er aufwacht, wenn der Zug losfährt, sodass ich dann meinen Platz einnehmen kann? Macht mein Tag etwa wieder eine kleine Pause?
In diesem Moment wacht der Versicherungsvertreter auf. Einfach so. Na bitte! Leider würdigt er weder mich noch seine Fahrkarte eines Blickes. Seinen Tag macht man wohl am besten selbst. So wie Risotto, Liebesbriefe und das eigene Bett.
Also ergreife ich die Initiative: «Entschuldigung, aber diese Platz ist meine.» Dann erzähle ich ihm noch etwas über mein Problem mit der Fahrtrichtung, doch der Mann schaut nur verständnislos. Kein Wunder – schon das Wort ‹Ruckwarts› hört sich bei mir so an wie die Zauberburg von Harry Potter.
Der vorwurfsvolle Hundeblick, mit dem er mich ansieht, nachdem er seine Siebensachen zusammengeklaubt und sich auf einen anderen Platz verdrückt hat, spricht Bände. Aber der Vertretertyp scheint einfach nur müde zu sein, denn er nickt fast im selben Moment wieder ein, in dem er sich auf dem ungeliebten Platz niedergelassen hat.

Unser völlig überheiztes Sechser-Abteil ist zum Glück nicht vollbesetzt. Die beiden Sitze links neben meinem frisch eroberten Fensterplatz sind leer; ich kann mich also breitmachen. Mir gegenüber sitzt eine nette Omma, die in einen warmen, selbstgestrickten khakifarbenen Schal hüstelt und in einen *Julia*-Liebesroman mit dem sinnigen

Titel «Schwester Carina glaubt an das Glück» vertieft ist. Eine Omma, die von der Liebe träumt.
Eine hochschwangere Frau schiebt sich durch den engen Gang an unserem Abteil vorbei. Ihre Haare sind wasserstoffblond. Hoffentlich nicht gefärbt. Das wirkt sich doch sonst auf das Ungeborene aus! So rund, wie sie ist, muss sie einen ganzen Kegelverein da drin haben. Oder das Kind kommt im Wintermantel und mit einem Riesen-Kuschelbären im Arm zur Welt.
Ah! Glück gehabt. Ich höre, wie die Schwangere die Tür nebenan aufschiebt und sich mit einem lauten Plumps an meiner Rückwand niederlässt.
So, jetzt schreibe ich sofort eine SMS und sage Bescheid, dass ich schon im Zug sitze und sogar eine Fahrkarte am Schalter ergattert habe: «Hallo, Hr. Endruweit, fahre gleich los mit ICE 610, mit Bord-Bistro! Komme 18: 30 Uhr in HH an. Freue mich auf unseren Termin. Ciao, Angelo C.»
Raus ist sie, die SMS.
Und schon grüble ich wieder, ob ich in dieser jungen Geschäftsbeziehung alles richtig mache: Wieso habe ich das mit dem Bord-Bistro geschrieben? Jetzt denkt der, ich lasse mich im Zug volllaufen! Und unter Filmleuten fliegt man doch! Wie soll ich Herrn Endruweit in einer SMS erklären, dass ich bei dem Schneegestöber lieber gemütlich im Zug sitze, als mich im Flugzeug durchschütteln zu lassen, um am Ende in Hannover notzulanden?

Auch nach Deutschland kam ich 1989 mit dem Zug – aus Bologna, meiner Universitätsstadt. In der «Citta' Rossa», der roten oder kommunistischen Stadt, lebte ich nach

dem Abitur zehn Jahre lang und studierte fünf Jahre «Disciplina Arte Musica e Spettacolo» mit den Schwerpunkten Film- und Theaterwissenschaften – und vergaß das meiste prompt.
Geboren und aufgewachsen bin ich allerdings in Rom. Ich bin ein Romer und kein Römer! Und wie jeder weiß, spinnen die Romer – und die lästigen Pünktchen auf dem «Römer» passen nicht zu mir.

In Bologna hatte ich gerade meinen ersten Deutschkurs hinter mir, als ich mich entschloss, nach DUsseldorf auszuwandern.
Meine italienische Familie konnte es nicht fassen – von Rom nach DUsseldorf! Die Stadt ist ja berühmt. Aber doch nur für ihr Monster!
«Il mostro di Dusseldorf» – davon hatte man in Rom gehört. Dass es sich um Senf, also «Mostert», wie der Rheinländer sagt, handelt, erfuhr ich erst viel später – was nicht heißt, dass es einer meiner italienischen Verwandten je geglaubt hätte. Für sie war und blieb DUsseldorf die Stadt der Monster. Nicht nur das Monster bedrohe die Stadt, sagte meine Familie. In Deutschland würzten die Leute Salat mit Zucker und belegten Pizza mit Ananas! Ich konnte das nicht glauben, doch als ich meinen ersten Cappuccino in einem Düsseldorfer Café bestellte, bekam ich tatsächlich Filterkaffee mit einem Klecks Sahne serviert. In diesem Moment wurde mir klar, dass an den Gerüchten doch etwas dran war …

In Italien ist man es gewohnt, oft essen zu gehen. Man sucht sich ein Lokal aus und wird dort gefragt, was man essen möchte. In Deutschland muss man sich jedoch schon vorher entscheiden – für ein griechisches, chinesisches, jugoslawisches, japanisches, spanisches, vietnamesisches oder italienisches Restaurant.
Doch irgendetwas schien auch in diesen Lokalen nicht zu stimmen; alle Gerichte waren «eingedeutscht». Anfang der neunziger Jahre gab es in italienischen Restaurants Carbonara mit Sahne, Tomatensuppe mit Sahne, Hähnchen mit Sahne und Rucola – nein, den kannte ma ja damals noch nicht. Undenkbar in Italien! Aber den Deutschen schien es zu schmecken. Und sie aßen ständig, egal, zu welcher Uhrzeit – das war zumindest mein erster Eindruck bei einem meiner Spaziergänge durch die Stadt. Ich war neidisch, hungrig und unterzuckert, denn ich fand nichts, was mir hätte schmecken können. Ich studierte die Teller der anderen Gäste genau, in der Hoffnung, endlich etwas optisch Ansprechendes zu finden. Meistens vergeblich.

Frau Lehmann, eine bodenständige, viereckige Lehrerin im Rentenalter, die am Goethe-Institut in Bologna unterrichtete, war eine der Ersten, die mich Deutsch sprechen hörte. Sie war schockiert und gleichzeitig verzaubert, denn dank meines starken italienischen Akzents klang ihre Muttersprache plötzlich ausgesprochen mediterran. «Wie schön die deutsche Sprache klingen kann!», jauchzte sie stolz und ein wenig wehmütig und wünschte mir alles Gute und toi, toi, toi für mein neues Leben in ihrem Heimatland. Dann riet sie mir noch energisch, auf

meinen Körper zu achten: «Auch wenn du die deutschen Vokabeln einigermaßen beherrschst, nützt es nichts, wenn du sie nicht mit den richtigen Bewegungen kombinierst!»
Bei mir war es nämlich so: Alles, was ich in Worte fasste, kollidierte grundsätzlich mit meiner Körpersprache, und es passierte mir immer wieder, dass meine «gegenuberredende Person» mit ratlosem Blick vor mir stand, während ich wild gestikulierte. Man konnte die Sprache zwar als Deutsch erkennen – wahrscheinlich am Geräusch –, aber meine bunten Bewegungen passten wohl eher zur olympischen 4 x100-Meter-Freistil-Schwimmerstaffel, wie ein wohlmeinender Freund es Jahre später beschrieb.

Mittlerweile habe ich Dutzende Sprachkurse besucht, aber meine Mimik passt immer noch nicht recht zu der Grammatik. Eine Sprache lernt man angeblich am besten, wenn man sie einfach hört und spricht – bei mir scheinen da andere, bisher noch unerforschte Kriterien zu gelten. Eine mögliche Erklärung: Ich wurde in der alles entscheidenden ersten Sprachlernphase ganz offensichtlich falsch geprägt, weil ich unglücklicherweise auf Leute traf, die selber eher undeutlich sprachen. Und wenn die damit klarkamen, klappte es vielleicht dann auch bei mir. Dachte ich.
Ich war froh, dass mich mein erster Job nach Norddeutschland führte, denn man hatte mir gesagt, man spreche dort dialektfrei. Stimmt. Meine erste Redakteurin bei Radio Bremen schien jedoch ständig ein hartgekochtes Ei im Mund zu haben. «Unterhaltung is seha schwea»,

rief sie immer wieder und lachte dabei laut. Ich wusste nicht, was sie meinte. Unterhaltung? Ich kannte nur «Entertainment» oder «Intrattenimento». Trotz ihrer herausfordernden Artikulation realisierten wir gemeinsam fünf Folgen der Show *Total Normal* – ich als Autor und sie als Redakteurin und verquatschten Tausende Saufnächte. Eine harte Schule, in jeder Hinsicht.
Sie brachte mir bei, wie man eine Pointe baut und eine Sendung strukturiert. Bei der nächsten Gelegenheit muss ich mich wirklich mal bei ihr bedanken.

Bei meinem ersten Kinofilm *Kein Pardon* hatte ich dann das zweifelhafte Vergnügen, jeden Morgen um fünf Uhr mit dem reizenden und redegewandten Schauspieler Heinz Schenk im Bus zum Drehort zu fahren. Er war um diese Uhrzeit schon bester Laune und hatte Lust, sich zu unterhalten – auf Hessisch. Seine Lieblingsgeschichte begann er immer wieder gern mit den Worten «Uff de Fiitschiis …». Ich suchte diesen Ort in allen Atlanten, die ich in die Finger bekam, fand ihn aber leider nicht. Es dauerte einige Tage, bis ich endlich kapierte, dass er von den Fidschi-Inseln sprach – den Rest seiner Geschichte habe ich vergessen oder vielleicht auch einfach verdrängt. Heinz hatte sich außerdem netterweise angewöhnt, nach der Mittagspause mit seinem Kaffee zu mir zu kommen und mir seinen neuesten Witz zu erzählen.
Wenn ich nicht lachte – und ich lachte so gut wie nie, weil ich ihn einfach nicht verstand –, ging er beleidigt zum Nebentisch und beschwerte sich laut: «Herr Blunagalli hat kein Humor!»

Wie Heinz Schenk auf ‹Blunagalli› kam, ist ganz einfach; ich erkläre meinen Namen nämlich meistens so: Cola wie die berühmte schwarze Brause und grossi wie groß mit i am Ende, dann verstehen die Leute es am schnellsten. Heinz Schenk nahm einfach die orangefarbene Brause Bluna und ergänzte sie um das italienische Wort für Hähne, also galli.
Wahrscheinlich war er der Meinung, mein italienisches Temperament gliche dem eines aufgescheuchten Huhns.
Wenn er meint.

Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich, sicher, ganz sicher! – war und bin ich mit meinem «Neu-Deutsch» für meine Gesprächspartner eine große Herausforderung. Karma, denke ich heute. Das Schicksal hat uns einander als Prüfung gegenübergestellt. Jeder hatte mit den Sprachverwirrungen des anderen zu kämpfen. Ein biblisches Thema. Aber im Unterschied zum Turmbau zu Babel hat es meine Sprachverwirrung leider nicht in die Bibel geschafft. Und jetzt ist es auch zu spät dafür.

Im Laufe der Jahre wurde ich dann immer wieder mit Kollegen, Bekannten und Freunden konfrontiert, deren Witze ich nicht verstand. Aber ich gebe nicht auf! Eines Tages, wenn ich die deutsche Seele und die deutsche Sprache ganz erfasst habe, werde ich über jeden Witz lachen können, getreu einem Sprichwort, das es, soweit ich weiß, nur in Deutschland gibt: «Humor ist, wenn man trotzdem lacht!»

16:23 Uhr – Im Zug, Osnabrück Hauptbahnhof

Mittlerweile kann ich nicht mehr ruhig sitzen und entscheide mich, eine Runde zu laufen. Obwohl: eine Runde in einem Zug? Wie soll das gehen? Auch hier scheitere ich schon wieder an der deutschen Sprache; man darf die Dinge einfach nicht wörtlich nehmen.
Mitten auf dem Gang liegt ein Hindernis: Ein schlafender japanischer Tourist hat es sich hier zwischen all seinem Gepäck bequem gemacht und versperrt den Zutritt zur Toilette.
Toll, denke ich, dass die Japaner in jeder Lebenslage ein Nickerchen machen können. Liegt vielleicht auch daran, dass sie ganz handlich sind. Der hier passt jedenfalls genau in die Ecke zwischen Klo und Ausstiegstür.

Hier in Osnabrück steigen eine Menge Leute ein, darunter auch eine Gruppe von fünf Bundeswehrsoldaten. Einer von ihnen hat eine Videokamera, mit der er alles dokumentiert: wie seine Kameraden ihre Rucksäcke einladen, rumkrakeelen, Zoten reißen und ihre mitgebrachten Bier-

flaschen mit den Zähnen öffnen. Sie sind wohl auf dem Weg nach Hause, nach Bremen. Und morgen früh fahren sie wieder zurück in die Kaserne nach Osnabrück. Kein Problem, es sind ja nur 50 Minuten Fahrt. Aber ihr Kameramann wird sich dann wohl auf der Krankenstation melden müssen, oder wie auch immer das heißt. Mit einem Kameraarm vom exzessiven Videofilmen – denn ab jetzt wird er die Videokamera nicht mehr sinken lassen ...

Endlich setzt sich der Zug wieder in Bewegung, und ich gehe langsam zurück zu meinem Abteil. Gerade, als ich mich wieder auf meinen Platz setzen will, bleibt die Bahn mit einem heftigen Ruck plötzlich stehen.
Stille.
Wir schauen uns verwirrt an.
Dann blicken wir nach draußen.
In der Dämmerung erkennen wir rund um uns herum eine Landschaft, die völlig in pures Weiß gehüllt ist. Die Bäume an der Bahnstrecke verneigen sich unter ihrer schweren Schneelast förmlich vor uns. Einen Moment lang halten wir den Atem an, weil dieser Anblick so wunderschön und beeindruckend ist.
Eine unglaubliche Ruhe erfasst uns – fast schon unheimlich.
Was ist passiert?
Da ertönt plötzlich die uns vertraute Raucherstimme des Zugbegleiters, ein bisschen rauer als bisher, fast flüsternd, aus dem krächzenden Lautsprecher:
«Meine Damen und Herren, leider muss ich Ihnen mittei-

len, dass uns ein Baum, der durch den Schnee abgeknickt und auf die Schienen gestürzt ist, den Weg nach Bremen versperrt. Die Weiterfahrt verzögert sich um unbestimmte Zeit. Wir müssen auf die Feuerwehr warten», er atmet resigniert aus, «wenn sie uns finden . . .»
Klick.
Aus.
Der Mann weiß, wie man Panik macht.

Automatisch greifen wir alle nach unseren Handys. Dann ein lauter, frustrierter Ausruf vom Gang: «Verdammt, kein Netz!»
Sofort denke ich an Daniel aus *Pömps*: «Es wird etwas Schreckliches geschehen!» Daniel, bist du da?
Ich schrecke hoch. Meine Verabredung! Ich muss Herrn Endruweit Bescheid geben! Mein Film ist in Gefahr! Ich bin in Gefahr! Die Filmwelt ist in Gefahr. Mindestens!
Im ganzen Zug beginnt ein hektisches Kommen und Gehen.
Alle bewegen sich aufgeregt mit dem Handy am ausgestreckten Arm auf der Suche nach Empfang.
Ein Balken, zwei Balken, kein Balken.
Leichte Panik macht sich unter den Balkensuchenden breit.
Und ich bin mitten unter ihnen.

Einige Fenster im Gang werden einen Spaltbreit geöffnet, ungeachtet der beißenden Kälte, die hereindringt.
Verdammt, ich sitze zwei Stunden vor einem wichtigen Termin irgendwo in einem Funkloch mitten in der Pampa

zwischen Osnabrück und Bremen und kann niemandem berichten, was hier los ist!
Nicht aufregen.
Einatmen.
Ausatmen.
Und ich muss an die Bahnbeamtin in Düsseldorf denken; wusste sie etwas mehr als ich und hat versucht, mich aufzuhalten?

Noch bin ich optimistisch; das wird schon werden. Die können uns ja nicht die ganze Nacht hier stehen lassen.
Oder doch? Nein, unmöglich. Nicht mitten in der norddeutschen Tiefebene. Gleich kommt die Feuerwehr, zieht den Baum von den Schienen, und wir kommen fast pünktlich in Hamburg an. Heute ist schließlich mein Tag!
Ich schreibe ein paar Vorrats-SMS, damit ich, wenn es weitergeht, gleich eine Nachricht absetzen kann.

19:30 Uhr – Im Zug, in der Pampa zwischen Osnabrück und Bremen

Figuren wie Maurizia und Carla liegen mir; sie entwickeln sich von selbst. Egal, wo, egal, wann: So etwas kann ich fast immer schreiben, mehr aus dem Bauch als aus dem Kopf – obwohl auch bei einem italienischen Autor das Sprachzentrum durchaus im Hirn liegt. Damit das mal geklärt ist …

Andere Stoffe aber brauchen den ganz besonderen Geist, die passende Umgebung – ein kreatives Grundrauschen, die große Bühne, die perfekte Inspiration. Und wenn man dann noch von der Muse in einer marmornen Villa geküsst wird – auch gut!
Um das Drehbuch zu *Kein Pardon* zu schreiben, war alles perfekt: Ort, Zeit und Spirit. Vier Wochen lang wohnten und arbeiteten Hans-Peter und ich gemeinsam mit unserem Freund und Filmmusik-Komponisten Achim Hagemann und Katya, die das Ganze tippen sollte, in der riesigen Villa von Produzentenlegende Horst Wendlandt. Mitten in Beverly Hills – wo sonst? Wir waren genau da,

wo wir uns immer hingeträumt hatten. Los Angeles, Stadt der Engel. Die Stadt, in der sogar die schlechtgelaunteste Politesse am Sunset Strip diesen Job eigentlich nur übergangsweise macht; von Haus aus ist auch sie natürlich Schauspielerin. So wie der mexikanische Gärtner von gegenüber: auch nur ein zwischenzeitlich unterbeschäftigter Actionheld, der die kalifornischen Kakteen demonstrativ mit dem völlig überteuerten Edel-Mineralwasser seiner Arbeitgeber gießt.

Die Villa, in der *Kein Pardon* ein «garantierter» Hit werden sollte, war selbst ein Hit. Wir lebten in einer für uns damals völlig neuen Welt. Luxus pur: Swimmingpool, Personal, mindestens sechs Schlafzimmer, und in der Garage konnten wir zwischen drei verschiedenen Edelkarossen wählen, wenn wir einen Ausflug machen wollten. Mit jedem Atemzug inhalierten wir den Duft des Erfolges. Man kann sich daran gewöhnen, ganz schnell.

Auch wenn es sich anfühlte wie ein Trick aus der Schatzkiste eines Kirmespsychologen: Ein solcher Luxus in einer solchen Stadt motiviert mehr als alles andere.

Wir wurden rundum versorgt; im Kühlschrank standen Champagner, Lachs, Kaviar und Leberpastete bereit. Die Mengen hätten locker ausgereicht, um die komplette Statisterie von Ben Hur durch den Winter zu bringen. Aber wir waren keine Statisten, sondern nur vier Menschen, die gelegentlich mal Hunger hatten. Die erlesenen Speisen waren lecker, sehr lecker – aber irgendwann bekamen wir Hunger auf etwas anderes. Während ich von Melanzane alla Parmiggiana träumte, dachten meine deutschen Kollegen an Hausmannskost. Gute, solide Hausmannskost.

Mitten in Kalifornien, im Epizentrum von Schönheitswahn, Schlankheitspillen, Botoxspritzen und Traumfabriken, hatten wir plötzlich diesen durch und durch deutschen Traum: «Jetzt ein schönes Schnittchen mit Leberwurst und dazu ein paar saure Gürkchen . . .!»

Es gibt kaum eine Stadt auf diesem Globus, in der es schwieriger sein dürfte, Schwarzbrot und Leberwurst zu besorgen. Doch in Los Angeles, wo man ohne Probleme ein Repetiergewehr für den privaten Schutz kaufen kann, solange der Ausweis nicht abgelaufen ist, würde man ja wohl auch noch ein paar Gürkchen auftreiben können. Da waren sich Katya, Achim und Hans-Peter ganz sicher.

Während Katya sich am Pool entspannte, machten wir Jungs uns mit dem unauffälligsten der drei Luxusschlitten auf, um einen Lebensmittelladen zu finden.

Achim steuerte das Ungetüm mutig durch die fremde Stadt. Ich saß entspannt auf dem bequemen Beifahrersitz, der in einem früheren Leben garantiert ein komfortables Dreiersofa gewesen war, während Hans-Peter es sich auf dem noch breiteren Rücksitz bequem machte.

Kaum hatte der dauerdurstige 8-Zylinder seine Arbeit aufgenommen, blies uns eisiger Wind entgegen. Nicht metaphorisch, sondern tatsächlich. Die amerikanische Verfassung sieht vor, dass in jedem amerikanischen Auto innerhalb von Nanosekunden die Innentemperatur auf mindestens zehn Grad unter der Außentemperatur gesenkt werden muss. Wir waren aber keine Pinguine, bereit für die Schockfrostung, sondern nur zugereiste Hausmannskostfreunde.

Hans-Peter suchte nach dem richtigen Knopf, um die kalte

Air-Condition auszuschalten, erwischte aber stattdessen nur den Schalter für die Innenbeleuchtung, die mühelos mit den Flutlichtmasten eines Bundesligastadions mithalten konnte.

Alle Versuche, das lästige Licht wieder auszuschalten, waren vergeblich. Irgendwann gaben wir auf und fuhren als grell illuminierte Ersatzpinguine unserem ersehnten Wurstbrot entgegen. Weit konnte es bis zum nächsten Geschäft ja nicht sein. Ein fataler Fehler. Wir fuhren weit und weiter und es dämmerte schon. Und irgendwann war das, was da vor uns ausgebreitet lag, ganz bestimmt nicht mehr Beverly Hills.

Vielleicht war es die Simulation eines Endzeitdramas, die Kulisse eines neuen Roland-Emmerich-Films. Oder hatten wir uns in die Slums von Los Angeles verirrt? Wer mal in Bombay war, ungefähr neun Gehminuten von jeder Touristenattraktion entfernt, der hat eine Vorstellung davon, was sich unseren Augen bot. Wir waren im Niemandsland, in einer Gegend, in der wahrscheinlich sogar die Glühwürmchen bewaffnet sind.

Es war schon dunkel, als plötzlich vor uns ein Feuer zu sehen war. Vier dunkle Gestalten standen betont lässig um eine brennende Mülltonne herum. Klischee? Nein, das war die verdammte reale Vorlage für das Klischee. Neben der Vorlage parkte ein Auto mit offener Tür, in dem noch zwei Typen saßen. Muss ich erwähnen, dass auch diese beiden Herrschaften eher finster wirkten? Hier stimmte alles; wer auch immer den Begriff Bedrohungspotenzial erfunden hatte, er hatte ihn hier erfunden, genau hier! Wir waren dort, wo gute Krimiautoren ihre Anregungen

bekommen und die aktuellen Mord- und Totschlagstatistiken neues Futter.
Als die Gestalten unseren Wagen bemerkten, drehten sie sich langsam zu uns um. Achim nahm verunsichert den Fuß vom Gas.
Hans-Peter und ich schwiegen.
Ein Wenden war nicht möglich, die Straße war zu schmal. Spannungstechnisch hatte der liebe Gott hier ganze Arbeit geleistet.
«Wir sind bestimmt mitten in den Dreharbeiten für einen Actionfilm gelandet», machten wir uns gegenseitig Mut.
Ebenso gut hätten wir davon ausgehen können, dass es sich bei der nächtlichen Versammlung um ein Meeting der Anonymen Schachspieler handelte.
Erst das dauerdämliche Grinsen von einem der Herren mit goldenen Schneidezähnen machte uns klar, dass wir in unserem taghell erleuchteten Wagen wie auf dem Präsentierteller saßen. Besser ging es nicht. Vielleicht sollten wir uns schnell noch eine Zielscheibe auf die Stirn malen?
Wir dachten angestrengt nach – was bei einem Blutdruck jenseits des Messbaren und Sturzbächen von Schweiß trotz amerikanischer Air-Condition eine ziemliche Herausforderung ist.
Unsere Synapsen lenkten jeden Denkbefehl und Fluchtplangedanken ins Leere. Nachdenken war gestern, jetzt regierte die nackte Angst im Wagen von drei Männern, die doch nur Schwarzbrot kaufen wollten.
In diesem Moment fielen zwei Schüsse.
Peng! Peng!

Wie im Film, trocken, dumpf und mit etwas Pech tödlich.
Aber das hier war kein Film! Und wenn es einer war, dann würden wir noch nicht mal mehr im Abspann stehen. «Gib Gas», brüllte Hans-Peter.
Ich nickte nur noch apathisch, blickte auf diesen Drehort, und Achim drückte das Gaspedal durch, als gelte es, eine Erdölprobebohrung mit den bloßen Füßen durchzuführen. Mit quietschenden Reifen und hell erleuchtetem Wagen rasten wir an der beängstigenden Szene vorbei. Wir fuhren so schnell, dass keiner von uns genau erkennen konnte, was tatsächlich geschehen war – obwohl jeder von uns anschließend seine eigene Fassung im Kopf hatte.
Während ich die Leiche eines Mannes, der aus dem Auto hing, gesehen hatte, war sich Hans-Peter sicher, dass mindestens zwei Leichen auf dem Boden gelegen hatten. Zwei Schüsse, peng, peng! Klang vernünftig. Achim hatte drei Leichen gesehen – eine davon lag schon am Boden; weiß der Kuckuck, wie er darauf kam.
Einig waren wir uns in dem Punkt, dass es auf dieser Welt nichts geben konnte, das uns davon überzeugt hätte, nochmal nachzuschauen.
Mit zittriger Hand schaltete Achim das Radio ein, um uns abzulenken. Beim ersten Takt eines Rapsongs ging das Licht im Inneren des Wagens aus. Natürlich, was sonst? Wir mussten lachen und waren einfach nur froh, dass unsere Lichter nicht verloschen waren.

Dass wir tatsächlich wenig später die Leuchtreklame eines kleinen Geschäftes entdeckten, konnte kein Zufall sein.

Das gute Schwein – Deutsche Wurst & Lebensmittel.
Wer so viel Schwein hat, der findet auch ein Schwein. Glücklich und vor allem lebendig kamen wir nach drei Stunden und etlichen Umwegen zurück in die sichere Villa – bepackt mit zehn verschiedenen Sorten eingelegte Gürkchen, der besten Leberwurst von ganz Amerika und einer tollen Geschichte!

Gürkchen spielen auch in Peter Schlönzkes Leben eine wichtige Rolle – eigentlich im Leben fast aller Deutschen. Aber was ist das für eine Kultur, in der unter anderem die saure Gurke eine kulinarische Unverzichtbarkeit ist, quasi ein Nationalgericht …?

BILD 18. Wohnung Schlönzke

Mutter und Oma sind in der Küche und schmieren Schnittchen. Dabei frisst Oma die ganzen geschnittenen Gürkchen weg. Opa sieht im Wohnzimmer fern.

Mutter: Wat du da machst, dat is Veruntreuung von Firmeneigenturm.
Oma: Wieso, ich ess doch nur die Gürkchen.
Mutter: Ja, stell dir vor, im Autowerk nähmen alle die Reifen mit nach Hause. Wir sind ein mittelständischer Betrieb.

Oma: (weinerlich) Ich hab mir im Krieg dein Essen vom Munde abgespart, und jetzt zählst du mir die Gürkchen ab, Hilde?

Opa: (aus Wohnzimmer) Wat is denn da schon wieder los?

Mutter: Ich versuch der Oma nur gerade zu erklären, wie'n moderner mittelständischer Betrieb funktioniert.

Oma: (leicht hysterisch) Mit'm Bollerwagen bin ich nachts alleine losgezogen.

Opa: (laut) Genau, unser Oma is nachts ganz alleine losgeschoben mit'm Bollerwagen vom Henne.

Oma: Der Henne war da noch gar nicht auffe Welt.

Opa: Natürlich, der Henne hat doch dann die Cousine von die Lisbeth geheiratet.

Oma: Quatsch, der hat die Lisbeth geheiratet.

Mutter: Hier, Oma iss die Gürkchen auf.

Oma: Jetzt will ich nicht mehr ...

In diesem Moment kommt Peter rein und geht sehr schnell zur Toilette.

Mutter: Peter, bist du dat!?

Oma schnappt sich noch schnell eine Handvoll Gürkchen, und beide stürzen zum Klo und stehen vor der Tür.

Mutter: Und?
Peter: (im Klo) Wat und?
Mutter: Wie war's beim Fernsehen?
Peter: Pfft, wie soll's gewesen sein?
Mutter: Bisse genommen worden?
Peter: Wat? (summt Glücksmelodie)
Mutter: Ob du genommen worden bist.
Oma: Der hört schon so schlecht wie unser Opa.
Opa: (aus Wohnzimmer) Eure Gequatsche hör ich immer noch viel zu gut.

Peter macht die Tür auf.

Mutter: Und, hat's geklappt?

Er blickt auf den Boden, murmelt etwas vor sich hin, druckst dann ein ganz klares Ja heraus.

Mutter: Ich werd verrückt.